

Selbstmord Ivar Kreugers. Des Zündholzfönigs Glück und Ende.

Stockholm, 14. März.
Die internationale Finanzwelt wurde am Sonntag durch eine sensationelle Nachricht überreicht. In Paris hat sich Ivar Kreuger, der schwedische Zündholzfönig, einer der größten Industriefürsten der Welt, erschossen. Grund des Selbstmordes ist, wie Kreugers Mitarbeiter angeben, Neurosenleiden, der auf die eifrigste Arbeit zurückzuführen ist. Nach anderen Meinungen sollen Kreuger unüberwindliche finanzielle Schwierigkeiten zu diesem verzweifelten Schritt getrieben haben. Infolge denunzierender Nachrichten waren die Kreuger-Papiere in den letzten Tagen in Stockholm sowie an allen Weltbörsen stark gefallen. Der Konzern befindet sich in einer Liquidationskrise. Kniege Beträge, darunter allein in Deutschland 500 Millionen RM, sind im Zustande festgelegt.



Kreuger war am Freitag aus Amerika, wo er sich zwei Monate aufgehalten hatte, in Paris eingeflogen. Am Freitagvormittag hatte er auf Grund einer Vereinbarung eine wichtige Besprechung mit einer Reihe amerikanischer, französischer und englischer Bankiers haben. Als der schwedische Finanzmann zur festgesetzten Zeit nicht erschien und längere Zeit auf sich warten ließ, begab sich der stellvertretende Generaldirektor Bertin in die Wohnung Kreugers in der Avenue Victor Emmanuel. Er zeigte sich, daß die Tür zum Schlafzimmer des Zündholzfönigs verschlossen war und daß auf mehrfache Klopfen niemand antwortete. Man brach die Tür auf und fand Ivar Kreuger vollkommen angezogen auf seinem Bett. Neben ihm lag ein Revolver. Der sofort herbeigerufene Arzt stellte

Tod durch Herzstillstand fest. Auf dem Tisch neben dem Bett fand man einen auf Herrn Bertin gerichteten Brief, in dem Kreuger erklärt haben soll, daß er von einer schmerzhaften Krankheit erregte Heilung gesucht und daher beschlossen habe aus dem Leben zu scheiden. Die Ärzte, die er in Amerika befragte, hätten ihm keine Hoffnung auf Genesung gegeben. Der Brief befindet sich in den Händen der Polizei. Wie weiter verlautet.

wurden in dem Schlafzimmer der möblierten Wohnung Kreugers drei Briefe gefunden, von denen einer an die Schwester des Toten gerichtet war. Der Zündholzfönig ist in letzter Zeit außerordentlich nervös und niedergedrückt gewesen, so daß die Ärzte ihm geraten hätten, sich von der Arbeit zurückzugeben. Schon vor drei Wochen habe Kreuger in Neuron ein Kerypagnuloseerlebnis erlitten. Ein besonderer Grund zum Selbstmord soll im Augenblick nicht vorliegen haben. In Paris behauptete sich entgegen der obigen Ansicht das Gerücht, daß finanzielle Gründe für den Selbstmord Kreugers maßgebend gewesen seien.

Der Lebzengang Kreugers

Ivar Kreuger ist 52 Jahre alt geworden. Sein Vater Konrad Ernst Kreuger, war Direktor einer kleinen Zündholzfabrik in Kalmar. Die Vorfahren Kreugers sind deutscher Ursprungs und vor einigen Jahrhunderten aus Wismar nach Schweden ausgewandert. Nach langem Aufenthalt im Auslande, besonders in Amerika, kehrte Ivar Kreuger 1908 nach Stockholm zurück, wo er die Baufirma Kreuger & Troell gründete.

Einige Jahre später ging er in die Zündholzinindustrie über, wo es ihm glückte, die im Weltverkehr stehenden schwedischen Zündholzfabriken zu einem Trust zu vereinen. Schritt für Schritt eroberte Kreuger fast die Streichholzinindustrie der ganzen Welt. In über 40 Ländern unterstanden 150 Fabriken mit rund 50 000 Arbeitern der Kontrolle des schwedischen Zündholzfönigs. In vielen Ländern erwarb Kreuger das staatliche Zündholzmonopol, indem er Unternehmer gewährte, die sich zusammen auf über 1 Milliarde RM belaufen (Deutschland allein 500 Millionen RM).

Außer auf die Zündholzinindustrie erstreckte sich der Einfluß des Kreuger-Konzerns auch auf Erzgruben, Bantens, Telefon- und Zelluloseindustrie. Vor einigen Wochen erwarb der Kreuger-Konzern auch die große Goldbergwälder in Nordschonen. Die Kreuger-Unternehmungen hatten: *rio rie g a u s a h e* angenommen, daß sich die Leberlicht immer mehr verschlimmere. Man ist in Schweden allgemein der Ansicht, daß das Unternehmen durchaus solide ist, sich aber in Liquidationschwierigkeiten befindet.

Im Vorjahre ist der Börsenwert der Kreuger-Papiere um über 1 Milliarde Kronen gesunken. Die Nachricht vom Tode Ivar Kreugers erregt in ganz Stockholm großes Aufsehen. Kreuger war persönlich außerordentlich geschätzt und beliebt. Am Gesellschaftsleben nahm er fast gar nicht teil. Er war unverheiratet. Seine Eltern leben in Stockholm.

Vor einem Moratorium für die Kreuger-Unternehmungen? Die schwedische Regierung beabsichtigt, anfänglich des Todes Ivar Kreugers im Reichstag die Vollmacht zu beantragen, um nötigenfalls ein Moratorium von einem Monat anordnen zu können. Dies soll insbesondere für die schwedische Großbank Scandinavian Credit-V.B. in Frage kommen.

Der Sonderausschuß. Eine dreifache Erklärung des Völkerverbundes.

Genf, 13. März.
Der Ausschuß und in unmittelbarem Anschluß daran die Vollerammlung des Völkerverbundes haben eine Erklärung einstimmig unter Stimmenhaltung der chinesischen und japanischen Vertreter angenommen, die eine neue

Etappe in den Bemühungen des Völkerverbundes um einen Ausgleich im fernöstlichen Konflikt darstellt.

Die praktische Wirkung bleibt auch hier wieder abzuwarten, und die Hoffnung, daß bis spätestens zum 1. Mai über einen entscheidenden Fortschritt berichtet werden könne, die am Schluß der Erklärung ausgeprochen sind, läßt zwar zeitlich einen ziemlichen Spielraum, ist aber auf Grund der bisherigen Erfahrungen sehr zurückhaltend formuliert.

Die Erklärung des Völkerverbundes gliedert sich in drei Teile.

Der erste faßt noch einmal die Grundzüge zusammen, von denen aus der Völkerverbund sein Eingreifen in den japanisch-chinesischen Konflikt rechtfertigt, und die Verpflichtungen, die die Bundesmitglieder übernehmen haben, und die in diesem Konflikt in Frage gestellt sind. Am zweiten Teil wird die Notwendigkeit einer schließlichen Beilegung derartiger Konflikte und der Ausglättung jedes militärischen Druck auf die Entschlingung des Völkerverbundes unterstrichen. Der dritte Teil schließlich ist der wichtigste, denn er bestimmt die Bildung eines Ausschusses von 19 Mitgliedern.

Dieser Ausschuß soll sobald wie möglich über die Einstellung der Feindseligkeiten Bericht erstatten und auf die Durchführung der früheren Ratsentscheidungen hinwirken, nützlichfalls dem Völkerverbund die Einhaltung eines Beileges anzuschließen bei der Saager Cour vorzulegen, und schließliche Maßnahmen anregen, die ihm dringender erscheinen.

Alle diese Anweisungen an den Sonderausschuß zeigen, daß man in Genf immer noch nicht mit der Zeit rechnet, die darüber notwendigerweise verfließen muß, und in der, wie die Genehmigung der letzten Resolution gezeigt hat, die Ereignisse sehr leicht die beigeordneten Erklärungen und Pläne über den Haufen rennen können.

Kein Verhandeln mit Simmat.

Genf, 13. März.
Die Fraktionen der Mehrheitsparteien, Volkspartei und Landwirtpartei, haben an den Gouverneur folgendes Schreiben gerichtet: „Obwohl Herr Simmat sich entgegen den parlamentarischen Gepflogenheiten ohne Fraktionnahme mit den Mehrheitsparteien zum Präsidenten des Direktoriums hat ernennen lassen, waren die Mehrheitsparteien bereit, mit ihm über die Bildung des Direktoriums in Verhandlungen einzutreten und sich mit ihm zu verständigen. Herr Simmat hat aber durch die Ernennung des Herrn Tolhuis zum Vizepräsidenten, die er den Mehrheitsparteien trotz des Fortschritts der Verhandlungen verheimlichte, und durch die bisherige Art seines Ultimatums vom 11. März die Verhandlungen über die Direktoriumsbildung durchkreuzt.“

Er hat damit das Ansehen seiner Persönlichkeit bei den Mehrheitsparteien erschüttert und eine Atmosphäre harten Mistranses geschaffen. Die Mehrheitsparteien können daraus Herrn Simmat als Präsidenten des Direktoriums nicht mehr hinnehmen und sind nicht mehr bereit, mit Herrn Simmat zu verhandeln. Sie erklären jedoch ausdrücklich ihre Beabsichtigung, in Verhandlungen über die Bildung eines Direktoriums auf parlamentarischer Grundlage einzutreten.“

Holens unerhörte Zumutung.

Danziger Polizeiamte sollen den Eid auf Polen leisten.
Danzig, 13. März.
Der Wortlaut des polnischen Antrages an den Danziger Völkerverbundskommissar auf Entsendung in der Danziger polnischen Zollstreiffrage, der unter dem 1. März in polnischer Sprache beim Grafen Gracina eingereicht worden

Das Märchen von



Ein Liebesroman aus frühromanischer Zeit von Paul Hein.
Copyright 1931 by Komandant Digo, Berlin W 30.

Der Comte blühte sie heiß an. Teufel, war das Mädel schön! Seine Abenteuerlust war vom ersten Augenblick an hinterhessen gewesen beim Arabist Alabaster. Das war jener Typ blonden, deutscher Schönheit, der ihn von je immer besonders stark gereizt hatte. Wann sagte, diese Mädchen wären schwer zu erobern, schwerer als die heißblütigen Romanin oder die lebensschäftlich-lustliche Ruffin. Nun, man würde ja sehen! Sein jo leicht entzündbares Herz stand in hellen Flammen.

Der Baron lächelte in sich hinein. Er kannte die schwache Seite seines Freundes und meinte sehr wohl, wie er bereits wieder einmal Feuer gefangen hatte.

Die Rusche rollte gemächlich dahin.

Es war Nachmittag geworden, und man würde heute nicht mehr bis nach Westheim kommen.

„Komtesse, wissen Sie, daß Sie die schönsten Augen haben, die ich je in Deutschland gesehen habe.“

„Sie machen sehr viel Komplimente, Comte,“ sagte Alabaster.

„Wergelien Sie, aber man darf etwas Schönes doch schön nennen.“

Sie lächelte gezwungen. Die Blüte des Comte begannen ihr unangenehm zu werden. Sie wurde ein leises Gefühl des Unbehagens und der Angst nicht los. Vielleicht wäre es besser gewesen, sie hätte mit dem Postillon auf der verunglückten Postkutsche gewartet und hätte sich dann in nächsten Dorf equartiert.

Der Baron beschwichtigte:

„Mein Freund schwärmt für deutsche Frauen. Gewiß nicht die schlechteste Eigenschaften an ihm.“

Alabaster schüttelte die Befremdung ab. Sie sah Gepentier. Die beiden waren doch Kavaliere. Der Comte liebte eben die galanten Phrasen, wie sie in Frankreich wohl üblich waren.

Der Abend trock über den Himmel. Die Pferde gingen im Schritt.

„Am nächsten Dorf halten wir!“ rief der Comte dem Kutcher zu.

Da, es blieb nichts anderes übrig, die Pferde mußten geschont werden.

Die letzte Nacht im Wirtshaus, dachte Alabaster. Gott sei bedankt. Morgen vormittag bin ich an Ort und Stelle.

Sie blieb noch eine Weile mit den Herren auf, dann begab sie sich auf ihr Zimmer. Die heißen Augen des Comte de Renard konnte sie nicht mehr ertragen.

Der nächste hinter ihr her und küßte dem Baron leidenschaftlich zu.

„Diesen Mund küsse ich noch heute nach.“

Elftes Kapitel

Es war eine Laune des Schicksals — dieser Kadbruch der Politische, die Begegnung Alabaster mit den beiden französischen Herren. Das Schicksal ließ solche Spiele, die unscheinbar aussehen und doch oft vol tiefer Bedeutung sind.

Der Comte de Renard hielt diese zufällige Begegnung für ein hübsches, pitantes Abenteuer. Alabaster für eine freundliche Hilfe des Juffals.

Lind nur das Schicksal selbst wußte, daß es etwas anderes war!

Alabaster sah noch lange auf. Sie hatte sich, weil ihr plötzlich kalt wurde, die Westjacke umgelegt, und jo sah sie — bequemer als sonst — in der Göt des Ranapees.

Ein dunstiges Angelfühler war noch immer in ihr. Sie wollte sich ausmachen, woran hatte sie denn Angst? Die Tür hatte sie verschlossen. Das Gasshaus war laubere als die anderen, die sie auf ihrer Reise fernengelassen hatte. Freilich, da war noch eine zweite Tür, die in das Zimmer nebenan führte. Nur verschließbar vom Nebenzimmer aus. Sie hatte auf die Klinge gedrückt, die Tür war verschlossen gewesen.

Was wollte sie also? Hier war sie doch ganz sicher. Was sollte ihr denn geschehen?

Sie presste die Hand gegen den Bufen. Fühlte den mutigen Brief des Geliebten kiffsten, den sie noch immer wie einen Talisman auf dem Herzen trug.

„Blind Geliebter!“

Sie lächelte.

Sie hatte eben der beiden Fenster geöffnet. Die süßliche Luft der Nacht strömte herein. Geruch von reinen Feldern war darin. Der Duft ferner Blumen, die auf den Weisen wuchsen.

Müdigkeit kam eine laute Müdigkeit über sie.

Sie schloß sich in die Sofaede und schloß die Augen. So war es gut. Sie lächelte noch, als schon der Schlaf ihr milde und ruhig über sie geworhen hatte. Ruhig und stark gingen ihre Atemzüge.

Müdigkeit schloß sie die Augen auf.

Starke in die Dunkelheit hinein. Ihr war, als hätte eine unheimliche, unsichtbare Faust sie aus dem Schlaf gerissen. Das war wie kein Mutternd.

Der Comte de Renard stand vor ihr. Er taumelte etwas, er hatte unten im Gasszimmer dem Herrn reichlich zugeprochen. Sein Zimmer lag nebenan; der Schlüssel hatte in der Tür geliegt.

„Komtesse — haha —, wissen Sie, daß ich verheiratet in Sie bin?“

Alabaster mußte sich zusammenreißen, um zu begreifen, daß dies kein Traum war. Sie sprang auf die Füße.

„Sinaus!“

Mit einem Male ganz wach.

„Oh — lala — blondes Täubchen. Wer wird gleich jo zornig sein, wenn es — um Liebe geht!“

Er kiffte die Arme nach ihr aus. Sie wich angstvoll zurück.

„Komte, Sie sind von Simmat!“

„Aber ja — nach dir — blunder Engel! Ist das jo ver wunderlich? Ich hab geschworen, heute noch deinen Mund zu küssen.“

Er drang auf sie ein. Sein hübsches, blaues Gesicht war verzerrt von Leidenschaft. Was denn, er hätte schon jo viele Freuden im Arm gehabt — alle, die er begehrte, keine hatte sich ihm verweigert, denn sie zuert auch sehr kraßbärtig hatten. Er kannte doch die Frauen! Wenn der erste Kuß sie durchglühete, wurden sie alle schwach! Lind die Sünde war ein jo süßes Gift!

Diese blonde Schönheit würde nicht anders sein.

Sie lächelte gezwungen. „Sie Sünde gefressen nach ihr.“

„Ich — dürfte nach dir — Laube, blonde Laube —“

„Sinaus!“

war, ist nunmehr dem Danziger Senat übermittelt und über-
sendt worden. Polen nimmt in dem Antrag den Standpunkt
ein, daß Danzig gegen die Vorschriften und Absichten des
Berliner Vertrages und der Pariser Konvention verstoßen
habe.

Aus diesem Grunde fordert Polen, wie bereits zuer-
läufig verläutelt, eine völlige Auslieferung der Danziger Zoll-
verwaltung an Polen. Polen beansprucht, wie es heißt, in
diesem Antrag für sich auf dem Danziger Gebiet des Rechts
zur Durchführung der politischen Zollmaßnahmen, will also
Danzig die Zollverwaltung völlig entwenden. U. a. heißt
Polen das Verlangen, daß die Danziger Zollbeamten auf
Polen vereidigt und Polen unterstellt werden.

Weitere Divisionen nach China.

Vor einem neuen japanischen Angriff?

Moskau, 13. März.

Die Telegraphen-Agentur der Sowjetunion teilt mit,
daß die japanische Regierung beabsichtigt hat, sechs Divisionen
für die Entsendung nach Schanghai und nach der Mandschu-
riener Mobilisierungen. Die Entsendung soll in den nächsten
Tagen erfolgen.

Nach einer russischen Meldung aus Schanghai soll das
japanische Oberkommando beschlossen haben, sofort nach der
Abreise des Botschafters aus Schanghai einen
neuen Angriff auf die chinesischen Streitkräfte zu unterneh-
men, um die Eisenbahnlinie Schanghai—Nanking von den
chinesischen Truppen zu säubern. In der nächsten Zeit in
Schanghai eintreffende 4. japanische Division werde diesen
Angriff durchführen.

Aufstand gegen die mandchurische Regierung.

Die chinesischen Truppen in Sachalan (sechs Kilometer
von Blagoweschensk) haben gegen die neue mandchurische
Regierung gemutert. Sechs Kompanien mit Maschinen-
gewehren haben den Aufstand eingeleitet. In der Stadt
herrscht Anarchie. Chinesische Geschäfte bringen bis nach
der russischen Stadt Blagoweschensk. Der japanische Ge-
neralkonsul und die chinesischen Beamten sind mit ihren
Familien nach Blagoweschensk geflüchtet und haben die
Sowjetregierung um Schutz gebeten. Mehrere Geschäfte in
Sachalan, darunter das Gebäude der russischen Handelsre-
gierung, sind angezündet worden. Der Zollformist
Grawman wurde von den neuernden Soldaten verprügelt
und ist über die Grenze nach Samojerskand geflüchtet. Bei
den Unruhen sollen zwei Japaner getötet worden sein.

Die Trauerfeier für Briand.

Tardieu Rede am Sarge.

Paris, 13. März.

Die Kammer verabschiedete am Freitagabend einstimmig
den bereits vom Senat verabschiedeten Gesetzentwurf,
wodurch dem verstorbenen ehemaligen Außenminister Bri-
and die höchste Ehreung des französischen Staates, das Ver-
dienst um das Vaterland, zugesprochen wurde.

Rund 2 Uhr wurde die heroische Hülle Briands vor
dem Außenministerium aufgebahrt, worauf Ministerprä-
sident Tardieu den Abschied zu lesen begann. Er sprach in
ganz Frankreich durch Rundfunk verbreitet wurde.

Er sprach in der Hauptache zu denen, die Briands Po-
stik nicht mehr verstanden und häufig ungerecht kritisiert
haben. Briand ist bald für eine Politik der Sanktionen, wie
im Jahre 1921, bald für eine Verhöhnung wie im Jahre
1926 eingetreten und habe sich durch Strömungen und Gegen-
strömungen der öffentlichen Meinung des Landes und
der Welt durchkämpfen müssen, von Hoffnungen zu Enttäu-
schungen, von Enttäuschungen zur Wiederaufrichtung, ohne
jemals das Ziel aus den Augen zu verlieren. Sein Weg
ist gemein, wie der des Wanderers in der arktischen
Wüste. Drei Schritte vorwärts und zwei zurück. In gewis-
sen Zeiten, so vor allem im Sommer 1920, habe er graufame
Enttäuschungen erlebt. Damals sei „die edelmütige Ge-
felle der französischen Geschäfte so leicht verstanden wor-
den“. Tardieu fuhr fort: „Aber magt es zu behaupten, daß
man grundsätzlich eine andere Politik hätte treiben können
als die Politik Frankreichs seit 10 Jahren? Briand hat sich
zumellen täuschen können, er hat es selbst nicht bestraft.
Nur diejenigen täuschen sich nicht, die nicht handeln.“

Das Märchen von der Maus.

Ein Liebesroman aus fiederischer Zeit von Paul Hein.
Copyright 1931 by Romanisten Dieg, Berlin W 50.

21. Fortsetzung.

„Später, meine Zwerge, später, wenn die Nacht vordei-
ht!“

„Sie sind ein Schurke!“
„Da ist er sie mit wachendem Griff an sich. Sie räunte sich
auf in roten den Mund. Bog den Körper zurück.“
„Schurke — Schurke!“
„Er hielt ihr den Mund mit der Faust zu.“
„Ahentier, lüch! So lieb ich die Frauen! Schön bist du
in deinem Zorn, wunderhübsch! Ah — du wirst größer unter
meinen Füßen, meine Zwerge. Du wirst toll werden!“
„Sie sind wachhübsch!“
„Ihre Hände hämmerten gegen seine Brust.“
„Lassen — Sie — los —“
„Er lachte leise, voll wilder, sinnloser Leidenschaft.“
„Ich denke nicht daran. Diese Nacht gehört mir, meine
Liebe.“
„Sie schenkte. Sein Atem strich heiß und gierig über ihr Ge-
sicht.“
„Los — lassen!“
„Ein wilder Ringkampf entspann sich. Mutes geschmeidiger
Körper kämpfte gegen die raue Kraft des Comte. Sie bekam
einen Arm frei aus der irden Umfassung, ihre Faust stieß
mit leichter, verwechelter Anstrengung nach vorn, stießte in
des Comtes Gesicht.“
„Der verklerfendelnde die Bestimmung, taumelte zurück,
schielte vor Mut wieder nach vorn. Da war Mabe schon am
Fenster.“
„Halt! Oder ich springe hinaus! Ich schreie um Hilfe! Halt
— lüge ich!“
„Ihre Gestalt schien gewachsen zu sein. Ihre Augen blitzten
wie Dolchspitzen vom offenen Fenster her.“
„Nach sind Sie in Reusen. Maniaur. Hüben Sie sich!“

Aber die allgemeine Linie der Friedenspolitik Briands ist die Frankreichs gemein.

Man findet sie ungedrungen zur Zeit Clemenceaus im Treu-
denstreit, zur Zeit Bertrands im Genfer Vertrag, zur
Zeit Briands im Locarno-Vertrag, heute im Memorandum
von 1931 und den Vorschlägen unserer Regierung auf der
Genfer Konferenz.

Ich stelle fest, wie es Maginot im vergangenen Jahre
sagte, daß Briand in Dienste dieser Politik niemals eine
Preisgabe der militärischen Durchsicht angetan oder
gewünscht hat.

In keinem Augenblick, wie sehr auch Verhandlungen
dadurch hätten erleichtert werden können, hat er von den
Ministern der Landesverteidigung Pöcher verlangt. „Sicher-
heit vor allem“ war sein Leitsatz, von dem er sich nicht
entfernt hat.“ Tardieu schloß seine Rede mit den Worten:
„Er war der Dolmetscher einer der mächtigsten Strömungen
einer schmerzlichen Zeit. Deshalb beweist ihn das Volk wie
einen Apollon.“ Nach den Ausführungen des Ministerprä-
sidenten fand der Oberkommand der Truppen statt, worauf
der Trauerzug gebildet wurde, der den Leichenwagen über
die Hauptstraßen und Plätze der Stadt bis zum Friedhof ge-
leitete. Der Leichenwagen selbst wurde von Mitgliedern der
Bereine ehemaliger Kriegsteilnehmer begleitet. Ihnen
schlossen sich sofort die Angehörigen des verstorbenen Staats-
mannes und seine nächsten Mitarbeiter an. Es folgten die
Vertreter des Präsidenten der Republik und der ausländi-
schen Staatschefs, die Präsidenten von Kammer und Senat,
die Mitglieder der französischen und ausländischen Regie-
rungen, das diplomatische Korps, die Mitglieder der Kam-
mer und des Senats und schließlich die Vertreter der ver-
schiedenen Vereinigungen, Würdenträger Frankreichs und
anderer Länder usw.

Die Außenminister Englands, der Tschechoslowakei, Po-
lens und Litauens nahmen neben den Mitgliedern des Aus-
wärtigen Rates und Malcolm MacDonald ebenfalls an den Trauer-
feierlichkeiten teil. Die Abordnung des Botschafters stand
unter Führung des Generalkonsuls Sir Eric Drummond.

Auf Anordnung des Unterrichtsministers hatten sämt-
liche Schulen Anweisung erhalten, eine Stunde dem poli-
tischen Leben Briands zu widmen und den Schülern das
große Verdienst des ehemaligen Außenministers vor
Augen zu führen.

Der Revolutionär als Regent.

Die neue Regierung in Irland.

Die irischen Republikaner haben gesagt. Nicht so voll-
kommen friedlich, daß sie nicht die Möglichkeit im irischen
Freistaat hätten, aber sie sind doch nur noch von der Ar-
beiterpartei abhängig, und die Arbeiterpartei will sie weit-
gehend stützen, wenn sie — eine Bedingung, die friedlich
leicht zu erfüllen ist — gegen Wirtschaftsstreike und
Arbeitslosigkeit etwas unternehmen können.

Von den 151 Sitzen im irischen Parlament sind den
Republikanern 72 zugesprochen. Die Mehrheit beträgt 68 Stim-
men. Die 9 Stimmen der Arbeiterpartei sind also unentbehr-
lich, um eine Mehrheit gegen die zusammen 70 Stimmen
der Regierungspartei und der Kandidaten zu bilden.

Diese Mehrheit ist gleich nach den Wahlen zustande ge-
kommen. Ministerpräsident, Außenminister und Chef der
Gesetzgebung, also Präsident des irischen Freistaates ist de Wa-
leria geworden, der die Führer der irischen Freiheitsbe-
wegung, der die vollständige Trennung Irlands von Eng-
land gepredigt hat.

Irland war immer ein unbehaglicher Besitz für Eng-
land und die Unbehaglichkeiten waren nicht überstanden,
als man 1921 den Iren eine eigene Verfassung ausband.
Der englische König ist, wie gegenüber allen Dominions, so
auch gegenüber Irland, das sogenannte Oberhaupt. Der Mi-
nisterpräsident und Präsident des irischen Freistaates muß
den irischen König den Treueid leisten und hier beginnt,
ein Jahre nach der Schaffung einer eigenen irischen Ver-
fassung die kritische Frage, mit der sich ganz England be-
schäftigt, wird der Revolutionär de Walera, der nicht nur
einmal gegen seine politischen Räte, wegen seiner Wider-
standsorganisations in Gefängnis wandern mußte, den
Treueid leisten, oder wird er den stets gepredigten Kampf
um die vollkommene Unabhängigkeit Irlands sofort nach
seinem Regierungsantritt beginnen.

Jam Zeit scheinen die englischen Politiker sich auf einen
offenen, zunächst wohl auf verfassungswidrigen Gebiet
liegenden Kampf gefaßt machen.

Der Comte stand plötzlich still.
Diese Regel Verdammt, da war nichts zu machen!
„Gehen Sie jetzt?“
„Er lachte raub auf.“
„Es wird mir nichts anderes übrigbleiben!“
„Sofort! Oder soll ich Weiland herbeiführen?“
„Er zapfte an seinem Anzug, Dichtig sagte er.“
„Sie haben den Vorzug, die erste Frau zu sein, die mir
widerstanden hat.“
„Sie antwortete nicht. Ihre Hand wies gebieterisch nach der
offenen Tür zum Nebenzimmer.“
„Da ging er.“
Die Tür fiel hinter ihm zu, der Schlüssel klicke im Schloß,
Mabe atmete tief auf und faltete die schmalen Hände wie
im Gebet über die Brust.
„Was für eine schlimme Reise war das! Oh, wie wollte sie
danter sein, wenn die erst bei der Ruhe war!“
„Lange Hand am Fenster, um das erhitte Gesicht zu
küßeln und dem noch immer wie rufend schlafenden Herzen
Ruhe zu geben.“
„Gießer Gott, was gab es für Gesindel auf den Landstraßen!
Rangalm vererbte das Blut, das Herz ging wieder in
gleichmäßigeren Takt.“
„Sie wachte sich vom Fenster ab. Laufliste in die Stille des
Zimmers hin ein.“
Tatentwillig war es im gansen Hause.
Wichtig blieb sie wie angewurzelt stehen. Auf dem Fuß-
boden leuchtete ein meißner Pfand. Es sah lusthaft aus. Sie
starrte darauf wie auf etwas Böses und Gefährliches.
„Dann aber bildete sie sich.“
„Ein Brief?“
„Sie hob ihn auf. Er füllte sich mit dem gewöhnlich am und
hätte mehrere Siegel.“
„Im Nebenzimmer mußte sie, daß der Comte ihn bei dem
wildem Ringkampf verloren haben mußte.“
„Unschlüssig wendete sie ihn hin und her. Ahnung sprang
sie an, daß es sich hier um ein wichtiges, amtliches Schriftstück
handeln könnte.“
„Eine Seite des Umschlages war aufgerissen, wohl von den
treibenden schwarzen Fäßen vorhin.“
„Mabe fühlte mit einem Male einen fahlen Hauch durch die
Stube streichen. Etwas Geheimnisvolles lag in der Luft.“

De Walera hat freilich zunächst eine andere Taktik einge-
schlagen. Er will offenbar, ehe er an die verfassungsrecht-
lichen Streitfragen herangeht, die darüber entscheiden wer-
den, ob das jahrhundert alte Unabhängigkeitsverhältnis
Irlands jetzt eine Wendung erfährt, erst durch praktische
Maßnahmen seine Stellung festlegen.

Werbungskosten für die freien Berufe.

Der Reichsfinanzminister verfügt.

Berlin, 13. März.

In einer Verfügung des Reichsfinanzministers heißt
es u. a.:

Die Verordnung über die Festsetzung von Durchschnit-
tsätzen für die Werbungskosten bei Angehörigen der freien
Berufe und ähnlicher Erwerbszweige vom 30. Januar 1927
gilt auch für die bevorstehende Veranlagung. Künftig gilt
auch die Angehörigen der freien Berufe und ähnlicher Er-
werbszweige soweit sie der Gewerbesteuer unterliegen
zur Buchführung verpflichtet, wenn sie nach der bei der
letzten Veranlagung getroffenen Festsetzung entwerde
1. Gehaltsumlag (einschließlich des Feuerertrages Mietzins)
von mehr als 200 000 RM oder 2. Betriebsvermögen von
mehr als 50 000 RM oder 3. Gewerbevermögen von mehr als
6000 RM gehabt haben. Die Vorschrift tritt mit dem
1. April 1932 in Kraft.

Um eine reibungslose Anwendung der Vorschrift sicher-
zustellen, ist in Aussicht genommen, daß die Spigenverbände
der freien Berufe Verblätter für die Buchführung ihrer
Berufsangehörigen aufstellen und dem Reichsfinanzminister
zur Genehmigung vorlegen.

Attentatsversuch bei St. Quentin.

Paris, 14. März.

In der Nähe von St. Quentin wurde in den Vormittags-
stunden des Sonnabends ein Eisenbahnhandlanger aufgedeckt
der unüberhörbar folgen hätte handeln können. Ein Eisen-
bahnarbeiter wurde auf der Straße Paris—Lüttich auf die
umgehende Lage einer Schiene aufmerksam und stellte
bei näherer Beobachtung fest, daß die Schwellenstützen
herausgenommen waren. Umweil der Stelle fand er auch
zwei Schraubenschlüssel, die keinen Zweifel mehr daran
ließen, daß es sich um einen Eisenbahnhandlanger handelte
oder vielmehr St. Quentin, die sofort benachrichtigt wurde
hat eine Unternehmung eingeleitet.

Ein 6jähriges Kind von Luftmörder getötet.

Berlin, 14. März.

In der Mantelzeitschrift im Säulchen der Stadt wurde
das 6½ Jahre alte Töchterchen Elfriede des Klempners
Wolfschitz in einem Bericht auf dem Hausboden tot auf-
gefunden. Die polizeiliche Unternehmung hat ergeben, daß
das Kind einem Luftmörder zum Opfer gefallen ist. Die
kleine Elfriede soll angeblich von einem großen Baum nach
Mitte gegangen sein; anschließend muß furchtbar Tor-
erobert worden sein. Der Fundort der Leiche dürfte nicht
der Tatort sein. Das Kind ist vermutlich, nachdem es vor
dem Täter ermüdet worden war, an den Fundort gebracht
worden. Mit einem dünnen Bindfaden hat der Täter die
Hände und Füße des Kindes gefesselt.

Explosionsunglück in einer Burckhardt.

Stuttgart, 14. März.

In einer großen Stuttgarter Burckhardt erpödierte
der Ammoniumbehalter des Kühtraums. Der Behälter der
Fabrik und zwei ihrer Angehörigen, die sich in unmittelbarer
Nähe des Behälters befanden, wurden durch umherfliegende
Eisenstücke so schwer verletzt, daß einer von ihnen kurz
nach der Entfesterung in ein Krankenhaus starb, während die
beiden anderen noch in lebensgefährlichem Zustande darne-
derliegen.

Mord an einem 7Jährigen.

Berlin, 14. März. Am Sonnabend wurde
in dem Schlafzimmer seiner Wohnung in der Freibreitsstraße
der 7 Jahre alte ledige pensionierte Eisenbahnbeamte Kar-
l Wintermann ermordet aufgefunden. Es liegt offenbar ein
Mordverbrechen vor. Unter dringenden Tatverdacht wurden drei
Personen aus Wetter festgenommen, die aber sämtlich die
Tat bestritten. Ihr Alibi wird noch nachgeprüft.

Sie zog die Vorhänge vor die Fenster, so dicht es ging.
Laufliste von neuem. Von nebanan drangen tiefe, heißere
Schwarzwolken. Der Wein hatte den Comte befeigt. Er schielte
offenbar den fernen Schloß der Trunkenen.
„Nichts gäuhete die Wandsterng an, die im Leuchter auf dem
Tisch stand. Mit unendlicher Vorsicht hielt sie den Brief in
beiden Händen und prüfte die Siegel darauf.“
„Das Wappen der russischen Jarin! Darunter das schiffliche
Wappen! Ein weiteres Siegel mit dem österreichischen Adler!
Was bedeutete das?“
„Mabe blinzte nachdenklich. In dieser späten Nachtstunde,
fern der Heimat, wachte in ihr ein unangenehme und ansehe-
rende Traurigkeit auf. Das Blut der Sedgids, des alten Militär-
geschlechts, rührte sich.“
„In plötzlichem Entschluß rief sie ihm den Umschlag vollends auf.
Siegel hin, Siegel her — sie mußte wissen, was dies für ein
Schriftstück war, was der Comte, der so eilig nach Paris zurück
wollte, mit diesem Schreiben zu tun hatte.“
„Sie entfaltete den harten Pergamentbogen.“
„Ihre Augen glitten über die Zeilen hin. Weiter! sich in
neugieriger Furcht. Sie begriff nicht alles, was in diesen
Schreiben stand, aber so viel erriet sie doch, daß es ein Schrift-
stück war, dessen Besitz für den König von Preußen von
großem Wert sein mußte. Sie dachte mit einem Male an das
Comte'sondere Worte bei der improvisierten 'Lichter am
Tische' — Ihr Briefchen war es! Und wie sie sich bemühte, was sie
nicht wissen konnte, war, daß dies nur eins der geheimen
Dokumente war, die der Comte bei sich trug.“
„Sie bedachte die Hand über die Augen. Ihr war ganz wild
zumute. Es war ihr klar, daß hier der Zufall das Schicksal
oder eine gütige, göttliche Süßgüte — wie man es nun nennen
wollte — ihr ein Schriftstück anvertraut hatte, ein Brief, den
niemand hätte, es bräunete ihr mit einem Male wie
Feuer in den Händen.“
„Sie erriet das Licht aus.“
„Halt! Ich hab die das Papier wieder in den Umschlag, immer
mehr verwirrten sich ihre Gedanken. Zweifel war in dieser
letzten Stunde auf sie eingestürzt — die Reaktion konnte
nicht ausbleiben. Sie schlüpfte sich in dem ein Stück, sonst
nieher, wie hingeküßt ist, in die Erde, und wenige Minuten
später atmete sie ruhig und friebarm ein wie ein Kind.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

Nr. 11



Unterhaltungsbeilage



1932

Roman von Margarete Dammerow

Wenn Liebe schweigt...

(15. Fortsetzung.)

Blanche sah ihn mit einem rätselvollen Blick an. „Ich schwöre beim Andenken meiner Mutter,“ sagte sie plötzlich feierlich, und ihre Miene zeigte, daß dieser Schwur ihr Ernst war, „daß ich nicht lüge. Ich selbst habe gesehen, wie sich Ihre Frau von einem fremden Herrn in ein Auto bringen ließ und hörte deutlich seine Worte: Ich habe Ihr Versprechen, Sie kommen zu mir. Das ist Ihre unschuldige Frau, mein guter Rupert,“ fuhr sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme höhnisch fort, „auf deren Treue Sie schwören und um derentwillen Sie die ganze Existenz aufs Spiel setzen — und vieles andere noch.“

Ratlos sah Mr. Stemerjón Rupert an. Aber Rupert schüttelte mit einem leisen Lächeln das Haupt.

„Selbst wenn Ihre Beobachtungen zuträfen, Blanche, selbst wenn Sie diese Worte gehört haben, der Sinn, den Sie ihnen unterzusehen, ist falsch. Der Glaube an Elke ist unerschütterlich in mir — ich werde suchen und ich werde sie finden. Und dann wird sich auch dieses Rätsel lösen. Kommen Sie, Mr. Stemerjón,“ schloß er ehrerbietig und sah mit herzlicher Teilnahme in das von Leid gezeichnete Gesicht des Älteren, „wir haben hier nichts mehr zu tun.“

Er machte eine knappe Verbeugung vor Blanche. Stemerjón aber ging grußlos hinaus.

Blanche sah den beiden nach, dann sank sie in wildem Schluhen zusammen.

*

Während Rupert und Stemerjón nach Blanche suchten, war Elke schon auf dem Dzean. Sie hatte durch Doktor Görings Vermittlung eine gute Kabine erhalten. Sie lebte ganz für sich. Göring hatte bei ihr eine tiefe seelische und körperliche Erschöpfung festgestellt, die für ihren Zustand nicht unbedenklich war. So ordnete er völlige Ruhe an. Elke kam dieser Verordnung nur zu gerne nach. Sie scheute die Menschen und ihre neugierigen Blicke — eine tiefe Lebensangst war nach den furchtbaren Erregungen der letzten Zeit über sie gekommen. Auf Görings Anweisung hatte der Steward ihr ihren Liegestuhl ganz abseits von den anderen Passagieren aufgestellt, und viele Stunden lag sie dort warm eingepackt und weich gebettet. Das Essen ließ sie sich in einem kleinen Salon neben ihrer Kabine servieren. Allen Mitpassagieren, die sich neugierig nach der schönen, blassen Frau erkundigten, erklärte Göring kurz, daß sie eine Patientin von ihm wäre, die nach einer schweren Erkrankung unter seiner Obhut die Rückreise mache und vollkommener Ruhe bedürfe. Sowie seine Zeit es zuließ, ging er zu Elke, plauderte mit ihr, brachte ihr Bücher, die sie ablenken konnten und sorgte in jeder Weise für sie. Immer mehr erkannte er die goldene Reinheit und Tiefe dieser Frauenseele. Wie ist es möglich, — dachte er, daß ein Mann ein solches Herz von sich stoßen konnte, denn Elke hatte ihm einmal in einer stillen Stunde angedeutet, daß sie um einer anderen willen von dem Manne ihrer Liebe hatte gehen müssen. Aber er rührte nicht an dieser Wunde, kam doch alles darauf an, die junge Frau

von ihrem Kummer fort und auf eine neue Lebensmöglichkeit zu lenken. Aber ihre Zukunft machte ihm große Sorgen. Elke hatte ihm freimütig gestanden, daß sie nicht über große Geldmittel verfüge und daß sie noch gar nicht wüßte, was werden würde.

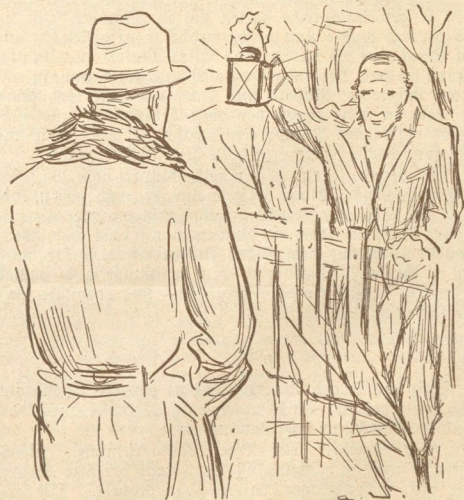
„Ich habe ja keine Heimat, in die ich zurück könnte,“ sagte sie wehmütig lächelnd, „alles habe ich um meines Mannes willen aufgegeben und ich muß nun sehen, wie es weitergeht.“

„Und wie wäre es, wenn Sie in meine Heimat mitkämen? Ich beabsichtige jetzt, wenn ich endlich sehaft werde, in Hamburg eine Privatklinik zu übernehmen, die Verhandlungen sind so gut wie abgeschlossen; meine kleine Schwester wird zu mir ziehen und würde sicherlich glücklich sein, wenn sie in Ihnen eine Freundin und Gefährtin finden würde. Und es wird ja auch die Zeit kommen,“ fügte er behutsam hinzu, „da Sie in meiner Klinik gut aufgehoben sein werden.“

Elke sah den gütigen Mann mit dankbaren Augen an. „Wenn diese Zeit kommt, lieber, guter Doktor, dann werde ich bei Ihnen anklopfen. Bis dahin aber möchte ich eine Weile für mich ganz allein und einsam leben; ich habe das Empfinden, dann komme ich am ehesten mit der Vergangenheit ins Reine.“

„Und wohin wollen Sie gehen, Frau Elke?“

Elke sah sinnend hinaus, wo hinter den Fenstern des Decks die grauen Herbstwolken über den Dzean jagten. Vor ihren Augen erstand eine Landschaft, ein See, einge-



Mit höhergehobener Laterne stand der alte Diener vor Rupert.

schlossen von dem hohen Kranz stiller Berge, das Land, in dem Rupert und sie ihr erstes junges Glück gelebt. Jetzt würde auch dies heitere Land in die Trübe des Herbstes und Winters gesunken sein — aber dennoch, alles erzählte von einer vergangenen, glückseligsten Zeit. „Ich weiß,“ jagte sie leise, „wo ich hin will.“

Neunzehntes Kapitel.

Der erste Schnee fiel in den bayerischen Bergen, als eine einzelne Dame dem Lokalzuge entstieg und den einzigen Wagen mietete, der schon ohne Hoffnung auf Fahrgäste heimtrotten wollte. Sie wandte sich an den Kutscher: „Fahren Sie mich zu dem Hause vom Bachbauer am See.“

„Zum Bachbauer,“ wiederholte der Kutscher, „ja, du mei, der is ja zu seinem Sohn nach Zell zogn, der is nit mehr hier.“ Dann, als er das Erschrecken der Unbekannten sah, fügte er beruhigend hinzu: „Aber was die Zenzi is, die Tochter, die is da, die hat doch geheiratet, einen Monteur, und nun hat sie halt das Haus, das wo der alte Bachbauer gehabt hat.“

Elke atmete erlöst auf. „Also fahren Sie mich zur Zenzi,“ jagte sie und stieg ein. Fröstelnd, mit geschlossenen Augen, sah sie da; der Wagen war kalt, die Decke, die der Kutscher ihr gegeben, klamm von der Luft — und noch immer trieben die grauen, schweren Schneewolken über den Krampen dahin, der am Ende des Sees stumme Wache hielt. Wie düster und drohend sah die Landschaft aus, die sie nur im Sonnenglanze des Frühlings gekannt. Ein Vers aus einem alten Liede fiel ihr ein, das sie einst auf Seehöft zur Begleitung von Schwester Martha so oft gesungen: „Wär ich doch hier nie gegangen im Mai — Leben und Liebe, wie flogt ihr vorbei!“

Ein Schauer ergriff sie, vor ihren Augen wurde es dunkel, und als der Kutscher mit einem lauten Ruf und Peitschenknall Zenzi aus ihrer Kutsche herausstieß, da lehnte eine halbhohe, schneeblasse Frau im Wagen, die nur mühsam fragen konnte: „Zenzi, können Sie mich aufnehmen?“

*

Nach immer erneutem, fruchtlosem Suchen entschloß sich Rupert, nach Europa zu fahren und dort weiter nach Elke zu forschen. Bisher hatte er es vermieden, Elke öffentlich suchen zu lassen. Er fürchtete den Skandal. Die Schiffslisten, die er zusammen mit der Polizeinspektion von Philadelphia durchsücht hatte, zeigten nirgends einen Anhaltspunkt. Niemand konnte ja auch ahnen, daß Elke die Passage unter dem Namen einer Frau Schmidt aus Berlin machte.

Mr. Stemerjon hätte Rupert am liebsten begleitet. In einer langen Aussprache hatten sich die Männer gefunden und Rupert wußte nun auch, welche traurige Verletzung von Schicksalen Stemerjon und Elkes Mutter ins Unglück gestürzt hatte. Der tiefgebeugte Mann stand nun in anderem Lichte vor Rupert und hatte nur eine Sehnsucht, sich auch in den Augen der eben gefundenen und nun wieder verlorenen Tochter reinzuwaschen. Aber er konnte nicht fort, das Theater erforderte seine Anwesenheit.

Mit verzweifeltstem Herzen reiste Rupert ab. Wo sollte er Elke suchen? Einen Weg wollte er noch gehen, obgleich der ihm ebenso hoffnungslos erschien wie alle anderen. Trost in allem Unglück war nur die Gewißheit, daß Elke nicht aus dem Leben fliehen würde. Sie hatte ihm in ihrem Abschiedsbrief, den er immer und immer wieder las, dies Versprechen gegeben — und er wußte, eine Elke Silberzen hielt ihr Wort!

*

Spät am Abend klingelte Rupert die alte Glocke am Steg von Seehöft. Bald kamen eilige Schritte durch das Dunkel. Nun blitzte eine Laterne auf.

„Herr Doktor,“ rief eine Männerstimme, „gleich öffne ich,“ und im nächsten Moment stand der alte Diener Paul mit hochgehobener Laterne vor Rupert. Mit erschrockener Miene sah er den vor ihm Stehenden an. „Ich glaubte, der Doktor,“ murmelte er verstört. „Was wollen

Sie denn, mein Herr?“ Offenbar erkannte er Rupert nicht wieder.

„Ist meine Frau, ist Elke hier?“ fragte Rupert mit vor Erregung heiserer Stimme.

Der Diener blickte ihn an, dann ging ein Freuden-schimmer über sein verhärtes Gesicht. „Sie schickt der gütige Gott, Herr,“ sprach er feierlich. „Jetzt erkenne ich Sie; unsere alte Gnädige liegt schwer krank — und sie spricht nur davon, daß sie nicht sterben könne, ohne sich mit Fräulein Elke ausgehört zu haben. Kommen Sie, Herr, kommen Sie!“ Er vergaß allen Respekt, ergriff Rupert am Arm und zog ihn mit sich. Rupert folgte wie im Traum, er hatte nur das eine erfasst, daß Elke auch hier nicht zu finden war. — — —

Eine halbe Stunde darauf sah Rupert in dem kleinen Wohnzimmer von Seehöft mit dem Landarzt zusammen, der Elke auch gekannt hatte, und schüttete dem mitfühlenden Manne sein Herz aus.

„Das ist eine tragische Verkettung,“ jagte er ergriffen, „und besonders tragisch, weil es mit dem alten Fräulein von Silberzen wirklich schlecht steht. Der Gedanke, daß sie hart an ihrer Nichte gehandelt hat, peinigt sie sehr. Ich bitte Sie, Herr Sartorius, handeln Sie christlich, versöhnen Sie sich mit ihr, sagen Sie ihr, daß Sie ihr Elke bald bringen. Wenn es auch eine Lüge ist, so ist es doch eine fromme Lüge. Werden Sie es tun, trotz des berechtigten Grolls gegen das alte Fräulein?“

„Ich grolle ihr nicht mehr,“ versetzte Rupert, „wer durch so viel Leid gegangen ist wie ich in den letzten Wochen, der wird milder gegenüber anderem Leid. Elkes Tante wäre vielleicht ein anderer Mensch geworden, wäre das Glück nicht an ihr vorbeigegangen. Was ich tun kann, um ihr Ruhe zu verschaffen, wird geschehen — schon um Elkes willen.“

Der Arzt drückte ihm herzlich die Hand und ging hinein, um die Kranke vorzubereiten. Wenig später sah Rupert tief erschüttert an dem Bett des alten Fräuleins. Sie war nur noch ein Schatten ihrer selbst, und aus dem abgekehrten, wachsblassen Gesicht leuchteten die Augen in verzehrender Bitter. Unter Ruperts Worten wurde die Kranke stiller. — „Sie müssen ganz ruhig sein, liebe Tante,“ sagte Rupert, „ich bringe Ihnen Elke, sie ist Augenblicklich noch nicht hier, aber bald werde ich sie zu Ihnen führen.“

„Das gebe Gott,“ flüsterte die Kranke, und ihre Hände schlossen sich zusammen als betete sie. Gleich darauf war sie in einen tiefen, ruhigen Schlummer gesunken.

Leise ging Rupert hinaus.

„Und was werden Sie jetzt beginnen?“ fragte der Arzt. „Es bleibt mir nichts anderes übrig, als Elke durch die Zeitungen und ähnliche Mittel zu suchen. Es mag ein Aberglaube sein, Herr Doktor, aber seit ich dem alten Fräulein dort drinnen so fest versprochen habe, ihr Elke zu bringen, da habe ich eine Zuversicht, daß ich mein Wort einlösen werde.“

*

In dem gleichen Hause, in dem sie einst mit Rupert die ersten glücklichen Wochen ihrer jungen Ehe verlebte, bewohnte Elke zwei behagliche Zimmer. Zenzi sorgte in rührender Weise für sie, unterstützt von ihrem gutmütigen, tättelischen jungen Ehemann. Als Elke am ersten Morgen erwachte, stand ein Strauß von frisch gepflückten Tannenzweigen duftend neben ihr auf dem Tisch und durch das kleine Fenster der bunten Bauernstube sah weiß und still die Bergwelt hinein. Elke sah sich einen Augenblick verwundert um. Wo war sie eigentlich? Dann kam ihr alles zum Bewußtsein. Ein heißes Schluchzen rang sich aus ihrer Brust, das sie vergeblich zu unterdrücken suchte. Aber draußen mußte man wohl etwas gehört haben, denn sogleich ging die Tür auf und Zenzis breite, kräftige Gestalt stand hellbeleuchtet von der Winter Sonne im Zimmer.

„Gnäd' Frau,“ sprach sie und nahm Elkes Hand, „gnäd' Frau, i bitt schön, weinen S' doch nit aso, schaut S', der Herrgott hat die Welt Ihnen so schön und sauber einkleidet, er weiß, daß Regen sein muß und Sonnenschein, und daß auf'n Winter der Frühling wiederkommt. Gaben S' nur Mut, gnäd' Frau, i weiß ja nich, was ge-



scheu ist, und 's geht mi auch nix an, aber dös weiß i, daß Gott uns nit verlassen tut!"

Mit tiefer Rührung sah Elke auf Zenzi, deren schlichte, unerschütterliche Frömmigkeit ein Vorbild sein konnte für einen verzagenden Menschen. Sie durfte sich ihrer Verzweiflung nicht hingeben, sie mußte für ihr Kind versuchen, gefaßt und heiter zu werden.

Tapfer unterdrückte Elke die Wehmut, die sie hier oben in den vertrauten Räumen zu überkommen drohte, und Zenzi ließ keine trübe Stimmung aufkommen. Während sie nicht ruhte, bis Elke ordentlich gegessen und getrunken hatte, plauderte sie in ihrer frischen Art Tausenderlei, so daß Elke auf andere Gedanken kam. Dann half sie ihr, die paar Habseligkeiten einzuordnen — und als nichts mehr zu tun blieb, meinte sie: „Wie wär's, gnä' Frau, mein Kaver muß nach Hohenalp, eine Leitung reparieren, wenn's gnä' Frau Spaß machen tät, dann würd' er den Schlitten einspannen, dann könnt gnä' Frau eine schöne Fahrt machen und die Winterherrlichkeit unseres lieben Lands so mal recht schauen. Ich richt derweil das Haus und das Essen — und zum Mittag sein I wieder zurück.“

Elke nickte erfreut — und bald fuhr sie, in Decken und einen großen Fahpelz warm eingepackt, hinaus in die sonnenglühende Schneelandschaft des Hochlandes. Lustig klingelnd ging es durch das verschneite Dorf und dann

Veilchen

Von Margarete Schubert

O denkt nur, denkt das Wörtlein Veilchen!
Wie wird das Herz euch da so warm!
Vom holden Frühling ist's ein Teilchen,
nur unscheinbar, nur klein und arm
und doch so poesieumwoben
wie erster Liebe süßer Bann . . .
Ihr müßt das Zauberwort erproben:
Wehr's nicht wie Veilchendust euch an?
Veilchen . . .

~~~~~

langsam den Weg bergauf. Da standen die Hochlandstannen in weißer Schönheit — wie Kiefernweihnachtsbäume aus einem Traumland. Wenn eine Lichtung sich öffnete, dann grüßten die weißen Bergtuppen der fernen Alpen. Still und demütig wurde Elke. Sie wollte vorwärtsblicken in eine Zukunft, in der sie nicht ganz verlassen sein würde — denn zwei Kinderaugen würden die Einsamkeit ihres Daseins erleuchten. (Schluß folgt.)

## Die goldene Kette / Von Frau Dr. Prieß

Es war einer von den Mittwochnachmittagen, in denen wir uns gern zum Tee bei der alten Dame zusammenfanden. Ohne irgendwie geistreich und originell zu sein, hatte sie doch die seltene Gabe, schmeichelnd, fragend, zuhörend, Gemütlichkeit und Anregung um sich zu verbreiten. Ein Reiz lag auch in ihrer Häuslichkeit, den alten Mahagonimöbeln, den feinen, bunten Tassen und den Kuchen, die sie nach alten Familienrezepten selbst bereite.

„Heute hoffte ich ganz besonders Schönes für Sie zu haben,“ sagte unsere Gastgeberin. „Meine junge Freundin Lisa Markwart wollte uns eine von ihren Novellen vorlesen. Aber sie scheint nicht zu kommen — so müssen wir schon miteinander zufrieden sein.“

Die alte Dame saß bei dem funkelnden Teetisch, und es war einmal wieder so gut und behaglich in ihrem Heim, daß wir die Vorleserin nicht vermißten. Aber da kam sie — jung und reizvoll, etwas hastig und erregt, eine Mappe unter dem Arm tragend, und entschuldigte sich bei unserer Gastgeberin.

„Der Regenschirm ist schänd,“ sagte sie, „der neue Schirm mit dem silbernen Knopf, den ich eben von meiner Mutter bekommen habe, um meine Kleider zu schonen. Man sollte mir keine so kostbaren Geschenke machen. Wenigstens nicht solche Dinge, die ich doch nur verliere. Da hab ich ihn gesucht — in vier Läden — aus dümmster Gewissenhaftigkeit — und nicht gefunden. Nun bin ich verhebt und gar nicht mehr in der Stimmung, vorzulesen.“

Die alte Dame sorgte in ihrer stillen, gütigen Art, daß die unruhige junge Dame erst einmal einen bequemen Sitzplatz fand, sie reichte ihr Tee und Gebäck und strich ihr dann mütterlich über das kurze krause Haar: „Es ist immer die alte Geschichte, Lisa. Sie haben nicht genug Anhänglichkeit an ihren Regenschirm.“

„Da haben Sie recht,“ sagte Lisa lachend. „Ich hasse ihn. Ich mag kein schlechtes Wetter und trag so ungern ein so dünnes Ding mit mir herum. Und nun ist wieder Schluß, — oder glauben Sie, daß ich ihn wiederbekomme?“

„Nein — Sie werden ihn nicht wiedersehen,“ sagte die alte Dame. „Sie sagen ja selbst, daß Sie ihn nicht liebhaben — da wird er den Weg nicht zu Ihnen zurückfinden.“

„Und wenn ich ihn lieb hätte, wie Sie 's nennen? —“ Das junge Mädchen lachte.

„Dann hätten Sie ihn nicht verloren,“ sagte die alte Dame. „Denn was Ihnen wirklich wert ist“ — sie wies auf die Mappe mit den Manuskripten — „das verlieren Sie nicht. Und sollte es trotzdem sein — Dinge, die uns wirklich nah und vertraut sind, zieht 's immer wieder zurück zu uns.“

„Dahinter steckt eine Geschichte,“ sagte Lisa, „die sicher viel hübscher als meine Novelle ist. Also erzählen, bitte.“ Und sie hob die Hände wie ein bittendes Kind.

Die alte Dame lächelte gütig und zuzugend. Wir waren alle aufmerksam geworden und hörten gerne zu.

„Was ich da sagte, ist eine Erfahrung, die wir alle oft ge-

macht haben, die meist nur zu allfällig ist, um darauf zu achten. Sie wissen alle von verlorenen Ringen, die auf wunderbare Weise wieder zu ihren Eigentümern kamen, von Familienstücken, die verloren oder gestohlen wurden und irgendwie zurücktreiben und zurückfanden auf ihren alten Platz. Die Dinge müssen nur genügend geliebt und geschätzt worden sein — vielleicht etwas von Art und Studium des Eigentümers an sich tragen. Dann finden sie schon heim.

Ich will Ihnen die Geschichte dieser Kette erzählen.“ Die alte Dame hob mit den weißen Fingern die lange, goldene Halskette, an der sie nach altnordischer Weise ihre Uhr trug. Wir alle kannten das alte vornehme Stück, dessen feine Ringe eigenartig geformt und ineinandergefügt waren.

„Die Kette ist Florentiner Arbeit und schon lange in unserer Familie. Ich weiß noch gut, wie gern ich als kleines Kind auf meiner Urgroßmutter Schoß saß und damit spielte. Ich habe sie dann von meiner Mutter geerbt und immer getragen und meine Freude daran gehabt — bis die Jahre nach dem Krieg auch mich sehr arm machten. Die Kette war das letzte von meinem Schmuck, was ich verkaufte. Und es tat mir sehr weh. Freilich hatten andere viel Wertvolleres verloren. So gab ich mich zufrieden und bin auch durch die harte, hungrige Zeit gekommen.“

„Aber Sie haben ja die Kette wieder,“ sagte die ungeduldige Lisa.

„Ja, mein Kind, sie ist auf eine recht wunderliche Art wieder zu mir gekommen. Sie alle kennen meinen amerikanischen Freund und Halbbruder Helmut Hart, den Sie bald wieder als Gast in Deutschland und bei mir sehen werden. Den hatte es nach dem Krieg nach Deutschland gezogen. Er war als kleiner Junge mit seinen Eltern, seine Mutter war die jüngste Tochter meiner Urgroßmutter, ausgewandert — es war eine traurige Geschichte von Schuld und Unglück — und hatte es dann drüben mit der Zeit zu Wohlstand und Ansehen gebracht. Als seine Frau gestorben und seine Kinder verheiratet waren, wollte er Deutschland wiedersehen. Sein Vater hatte ihm nichts Gutes von der Familie erzählt. So suchte Helmut Hart gar keine Familienbeziehungen. Die meisten Verwandten waren ja auch verschollen oder gestorben. Wohl aber interessierte er sich für Möbel und allerlei alte Dinge, die ihm aus Kindertagen in Erinnerung waren und kaufte dergleichen für sein Heim drüben auf. In einem Antiquitätenladen fand er diese Kette und kaufte sie und nahm sie mit nach Amerika, um sie seiner Tochter zu schenken.

Bei der Rückreise auf dem Schiff war es nun wunderbar, wie nicht die vielen anderen Einkäufe ihn beschäftigten, wie er immer wieder an die Goldkette dachte, die irgendwo gut verstant im Schiffsraum lag. Und als er sie daheim in der Hand hielt, war's wieder ein Wundern und Fragen, was es mit der Kette für eine Bewandnis habe — bis er den kleinen gelbseidenen Faden fand“ — die alte Dame hob wieder die Kette — „der hier ein beschädigtes Glied ersetzt. Da wußte

Helmuth Hart auf einmal, daß er auf dem Schoße seiner Großmutter mit dieser Kette gespielt und daß er die Kette zerrissen und bitterlich darüber gemeint hatte, und wie die Großmutter, um ihn zu beruhigen, mit einem gelbseidenen Faden selbst den Schaden befestigte.

Bald darauf war Helmuth Hart bei mir und brachte mir die Kette zurück. Er hatte meine Adresse durch den Händler

ausfindig gemacht. Er kam zur rechten Zeit — ich war krank und in Not. Wir sind damals Freunde geworden und ich habe ihm viel zu danken. Die liebe Kette, die den Weg über den Ozean zu mir zurück gefunden hat, bleibt mir, bis seine Tochter sie erbt. — Freilich ist's Veranlagung und Schicksal, ob man Dingen so viel Liebe und Wärme geben kann, daß sie nicht ganz verlorengehen und wiedertommen müssen."

## Wünschelrute — ein alter Aberglaube oder eine neue Erkenntnis?

Von Sanitätsrat Dr. Bergmann

Im Volke war der Glaube an den magischen Einfluß der Wünschelrute fortdauernd lebendig geblieben, obwohl im Jahrhundert der Aufklärung die wissenschaftlichen Geologen und Landwirte sich ganz von ihr abwandten und ihren Gebrauch als abergläubischen Unfug verurteilten, und erst in neuester Zeit ist es den unablässigen Bemühungen des „Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage“ gelungen, berufene Forscher davon zu überzeugen, daß der alte volkstümliche Brauch, Wasser- oder Metalladern mittels einer Weidenrute oder eines gabelförmigen Nispeisweizes ausfindig zu machen, nicht einfach auf okkulte Geheimnistuerei hinauslaufe, sondern daß ihm vielmehr ein praktisch brauchbarer und sogar höchst bedeutender Kern zugrunde liege.

Obwohl Professor Dr. Lepsius im Jahre 1911 auf der Versammlung der Geologischen Gesellschaft ein sehr absprechendes Urteil über die Rutengängerei fällte, ließen sich doch die Wünschelrutenanhänger durch diesen Spruch der offiziellen Wissenschaft nicht entmutigen, weil ihm unzweideutige und nicht wegzuleugnende Erfolge der Wünschelrute in überwältigender Zahl gegenüberstanden. Dazu kam noch die sich immer mehr bahnbrechende Erkenntnis, daß das hier vorliegende Problem nicht ausschließlich von geologischer Natur sei, weil sich herausgestellt hatte, daß die Wirksamkeit des Rutenzweiges nicht sowohl auf ihm selbst, sondern vielmehr auf einer besonderen Eigenschaft im Nervensystem des Rutengängers beruhe.

Diese Einsicht war lange verborgen geblieben, weil seine Person bei dem fraglichen Vorgang anscheinend eine ganz passive Rolle spielt. Er hat nämlich nichts weiter dabei zu tun, als daß er die beiden Enden eines Gabelzweiges oder ein paar zusammengebundene Fischbeinstäbchen, ein Stück Draht oder einen ähnlichen Gegenstand fest mit Ober- oder Untergriff in beide Hände nimmt, das Erprobungsfeld nach allen Richtungen abstreift und darauf admet, ob und an welchen Stellen des Feldes die Rute, sei es nach oben oder nach unten, ausschlägt. Die an den Ausschlagsstellen vorgenommene Schürfung oder Bohrung bringt durch ihr Ergebnis die Entscheidung darüber, ob die Wünschelrute das Rechte getroffen oder uns in die Irre geführt hat.

Im Weltkrieg wurde von der Kunst der Rutengänger vielfach Gebrauch gemacht, und es ist ihnen gelungen, unserm hart bedrängten Vaterland durch Auffindung verborgener Millionenwerte zu Hilfe zu kommen. Ebenso lassen die erfolgreichen Erdböhrungen des bekannten Rutengängers Landrat v. Uslar und des Bergrats Maurer-Sannover keinen Zweifel übrig, daß die Wünschelrute zu wirken vermag und daß die mit ihr erzielten Erfolge keine Zufallsstreffer sind.

Andererseits aber kann ihr ein voller Wert für die Mutungspraxis erst dann zugesprochen werden, wenn ihre Anzeigen nicht bloß in einem hohen Prozentsatz, sondern mit der Sicherheit einer Maschine ausnahmslos zutreffen. Dieses Ziel aber erreicht solange als unerreichbar, wie zur Erzeugung der Rutenschläge das menschliche Nervensystem unentbehrlich ist, das bei einer besonderen Naturveranlagung des Rutengängers eine so hoch gesteigerte Reizempfindlichkeit besitzt, daß dieser die von unterirdischen Stoffen ausgehenden Strahlungen von radioaktiver oder luftelektrischer Art als Reize in sich aufzunehmen und in entsprechende Rutenbewegungen umzusetzen vermag.

Diese Leistung aber muß mannigfachen Fehlerquellen unterworfen sein, gerade weil sie durch den menschlichen Organismus vermittelt wird. Denn seine Nerven sind von unzähligen und unberechenbaren Einflüssen abhängig und können daher nicht so zuverlässig arbeiten wie ein Präzisionsinstrument. Schon heute werden, besonders von Amerika aus, Apparate als „Wassersucher“ und „Wasserfinder“ angepriesen, die den Zweck haben, den Körper des Rutengängers beim Empfang der unterirdischen Reizwirkungen auszuscheiden, und wenn sie sich auch bisher als noch wenig vertrauenswürdig erwiesen haben, so ist doch die Aussicht nicht unberechtigt, daß die ihnen zugrunde liegende Idee durch technische Fortschritte auf diesem Gebiete einmal zur Verwirklichung kommen wird.

Jedenfalls sehen wir am Beispiel der Wünschelrutenfrage, daß wir modernen Menschen nicht gut daran tun, Anstößen aus dem Gedankenentwurf unserer Ahnordern einfach als überfandenen Irrtum und Aberglauben abzutun, da wir es erleben können, daß sie gerade im Lichte modernster Forschungsergebnisse zu erneuter und weittragender Bedeutung gelangen.

## Begegnung

Text und Zeichnung von Helmuth Neter

Einfach toll ist das doch: Kommt mein Mantel, mein brauner Mantel mit dem großen Karomuster mitten am hellen Tage auf mich zu spaziert. Direkt auf mich zu. Erstaunt wische ich mir die Augen, denn ich habe das unangenehme Gefühl, in einen Spiegel hineinzulaufen. Aber es ist kein Spiegel da und der Mantel ist ja eigentlich auch gar nicht mein Mantel; er gleicht nur dem meinen, den ich trage, wie ein Ei dem anderen. Wäre sein mutmaßlicher Besitzer statt füllig, schlant, und trüge er einen schwarzen steifen Hut statt des weichen grauen auf seinem Rundkopf, wir könnten leicht einander verwechseln. So aber gehen wir gegenseitigen Blickes aneinander vorüber, schrecklich in Gedanken versunken — haha — wissen von keinem Mantel, haben keinen gesehen. Nach zwei Schritten aber bremsen wir und sehen uns gleichzeitig um. „Zu blöd,“ denken wir und schauen schnell wieder, weiterschreitend, fort. Kraenovie fühle ich mich betrogen von meinem Mantel. Schließlich ist er doch im Laufe des Winters so eine Art Legitimation geworden für mich. Hab' ich ihn an, jagt er doch mein Ich in seine Farben und Muster hinein; ich bin ihm ausgeliefert. Und außerdem stammt er aus einem Geschäft, das langfristige Kredite gewährt, und ist erst zum



kleinsten Teil bezahlt. Wahrscheinlich stammt der andere auch daher und ich habe nun einen Mitwisser, der mit dem Finger auf mich zeigen und sagen könnte: „Seht nur, wie gepreizt er daher kommt mit seinem unbezahlten Mantel.“ Das ärgert mich; das ärgert mich so sehr, daß ich mich noch einmal umsehen muß. Wir beide haben uns im gleichen Moment um- und angesehen. Zwei, die voneinander etwas wissen. — Menschen, die sich gleichfüßen, sehen sich gewöhnlich auch lieber aus der Ferne zueinander um, als aus der Nähe. Mitwisser sind gewöhnlich unbequeme Leute in der Nähe.

Druck der Ditto-Edsner-Buchdruckerei A.-G., Berlin S 42. — Verantwortliche Schriftleitung: Ulrich von Uexküll, Berlin W 30. Unverlangte Beiträge an die Schriftleitung, Berlin S 42, Drantienstraße 140, können nur Erledigung finden, wenn Rückporto beigefügt wird.



# Das Leben im Wort

Nr. 11



Unterhaltungsbeilage



1932

Roman von Margarete Dammerow

## Wenn Liebe schweigt...

(15. Fortsetzung.)  
Bianche sah ihn mit einem rätselvollen Blick an. „Ich schwöre beim Andenken meiner Mutter.“ sagte sie plötzlich feierlich, und ihre Miene zeigte, daß dieser Schwur ihr Ernst war, „daß ich nicht lüge. Ich selbst habe gesehen, wie sich Ihre Frau von einem fremden Herrn in ein Auto bringen ließ und hörte deutlich seine Worte: Ich habe Ihr Versprechen, Sie kommen zu mir.“ Das ist Ihre unschuldige Frau, mein guter Rupert.“ fuhr sie mit ihrer gewöhnlichen Stimme höhnisch fort, „auf deren Treue Sie schwören und um derenwillen Sie die ganze Existenz aufs Spiel setzen — und vieles andere noch.“

Katlos sah Mr. Stemerzon Rupert an. Aber Rupert schüttelte mit einem leisen Lächeln das Haupt.

„Selbst wenn Ihre Beobachtungen zuträfen, Bianche, selbst wenn Sie diese Worte gehört haben, der Sinn, den Sie ihnen unterschieben, ist falsch. Der Glaube an Elke ist unerschütterlich in mir — ich werde suchen und ich werde sie finden. Und dann wird sich auch dieses Rätsel lösen. Kommen Sie, Mr. Stemerzon.“ schloß er ehrerbietig und sah mit herzlicher Teilnahme in das von Leid gezeichnete Gesicht des Älteren, „wir haben hier nichts mehr zu tun.“

Er machte eine knappe Verbeugung vor Bianche. Stemerzon aber ging großlos hinaus.

Bianche sah den beiden nach, dann sank sie in wildem Schlußzen zusammen.

Während Rupert und Stemerzon nach Bianche suchten, war Elke schon auf dem Dzean. Sie hatte durch Doktor Görings Vermittlung eine gute Kabine erhalten. Sie lebte ganz für sich. Göring hatte bei ihr eine tiefe seelische und körperliche Erschöpfung festgestellt, die für ihren Zustand nicht unbedenklich war. So ordnete er völlige Ruhe an. Elke kam dieser Verordnung nur zu gerne nach. Sie scheute die Menschen und ihre neugierigen Blicke — eine tiefe Lebensangst war nach den furchtbaren Erregungen der letzten Zeit über sie gekommen. Auf Görings Anweisung hatte der Steward ihr ihren Liegestuhl ganz abseits von den anderen Passagieren aufgestellt, und viele Stunden lag sie dort warm eingepackt und weich gebettet. Das Essen ließ sie sich in einem kleinen Salon neben ihrer Kabine servieren. Allen Mitpassagieren, die sich neugierig nach der schönen, blassen Frau erkundigten, erklärte Göring kurz, daß sie eine Patientin von ihm wäre, die nach einer schweren Erkrankung unter seiner Obhut die Rückreise mache und vollkommener Ruhe bedürfe. Sowie seine Zeit es zuließ, ging er zu Elke, plauderte mit ihr, brachte ihr Bücher, die sie ablenken konnten und sorgte in jeder Weise für sie. Immer mehr erkannte er die goldene Reinheit und Tiefe dieser Frauenseele. Wie ist es möglich, — dachte er, daß ein Mann ein solches Herz von sich stoßen konnte, denn Elke hatte ihm einmal in einer stillen Stunde angedeutet, daß sie um einer anderen willen von dem Manne ihrer Liebe hatte gehen müssen. Aber er rührte nicht an dieser Wunde, kam doch alles darauf an, die junge Frau

von ihrem Kummer fort und auf eine neue Lebensmöglichkeit zu lenken. Aber ihre Zukunft machte ihm große Sorgen. Elke hatte ihm freimütig gestanden, daß sie nicht über große Geldmittel verfüge und daß sie noch gar nicht wüßte, was werden würde.

„Ich habe ja keine Heimat, in die ich zurück könnte,“ sagte sie wehmütig lächelnd, „alles habe ich um meines Mannes willen aufgegeben und ich muß nun sehen, wie es weitergeht.“

„Und wie wäre es, wenn Sie in meine Heimat mitkämen? Ich beabsichtige jetzt, wenn ich endlich sehaft werde, in Hamburg eine Privatklinik zu übernehmen, die Verhandlungen sind so gut wie abgeschlossen; meine kleine Schwester wird zu mir ziehen und würde sicherlich glücklich sein, wenn sie in Ihnen eine Freundin und Gefährtin finden würde. Und es wird ja auch die Zeit kommen,“ fügte er behutsam hinzu, „da Sie in meiner Klinik gut aufgehoben sein werden.“

Elke sah den gütigen Mann mit dankbaren Augen an. „Wenn diese Zeit kommt, lieber, guter Doktor, dann werde ich bei Ihnen ankommen. Bis dahin aber möchte ich eine Weile für mich ganz allein und einsam leben; ich habe das Empfinden, dann komme ich am ehesten mit der Vergangenheit ins Reine.“

„Und wohin wollen Sie gehen, Frau Elke?“ Elke sah sinnend hinaus, wo hinter den Fenstern des Decks die grauen Herbstwolken über den Dzean jagten. Vor ihren Augen erstand eine Landschaft, ein See, einge-



Mit hochherhebener Later

